



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Maßgebliches und Unmaßgebliches

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

### Literaturgeschichtliches

„Die deutsche Literatur des neunzehnten Jahrhunderts“ von Richard M. Meyer (Berlin, Georg Bondi, M. 12,50) liegt bereits in vierter Auflage vor. Die sehr ansehbare Einteilung nach Jahrzehnten, die eine Gesamtübersicht über das Leben und Schaffen der einzelnen Dichter sehr erschwert, ist einer solchen nach Gruppen und Richtungen gewichen; damit hat das Werk zweifellos sehr gewonnen. Auch die äußerliche Neuerung, daß das noch umfangreicher gewordene Buch bei gleichem Preis jetzt in zwei handlichen, sehr vornehm ausgestatteten Bänden erscheint, ist ein wesentlicher Vorteil. Aus den 24 Kapiteln hebe ich besonders das Kapitel „Zwei Meister“ hervor, in dem Gottfried Keller und Theodor Fontane mit außerordentlicher Lebendigkeit und Anschaulichkeit gezeichnet werden. Auch dort, wo man mit dem Verfasser nicht einer Meinung ist, folgt man seinen niemals trockenen, stets anregend vorgetragenen Ausführungen mit lebhafter Aufmerksamkeit. Überall zeigt sich die erstaunliche Belesenheit R. M. Meyers. Wertvoll sind auch die am Schlusse gegebenen „Annalen“, eine nach Jahren geordnete Zusammenstellung der wichtigsten literarischen und für die Literatur bedeutungsvollen politischen und kulturgeschichtlichen Ereignisse von 1800 bis 1909. H. F.

**Das Kulturproblem des Minnefangs.** Von Eduard Wechsler. Bd. I: Minnefang und Christentum. (Bei Max Niemeyer, Halle. 1909. M. 15.—.)

Wechsler hat mit fest zugreifender Hand ein Problem gefaßt und eine Sache gestaltet, die mehr bedeutet als die bloße historische Erscheinung. Er tat es nicht — wozu moderne Schriftsteller so leicht verführt werden — durch Vermischung von Grenzgebieten oder durch

übergroße Stoffmassen und allgemeine Spekulationen, sondern durch forschende Vertiefung der Sache selbst, einer Sache allerdings, die ein Jugendlich-Lebendiges, feinhast die Zukunft Enthaltendes, Gesamtgeistiges ist.

Im ersten Teil des Bandes legt Wechsler die realen Bedingungen des Frauendienstes dar. Schöpferischen Anteil am Minnefang haben die Provenzalen, die Deutschen und die Mittelitaliener. Ursprünglich ist der Minnefang nur ein Panegyrikus des dienenden Sängers auf die fürstliche Herrin, sein Liebesverhältnis eine Fiktion, ein „Liebeswahn“. Gerade die stärksten Dichter waren in Gefahr, in das Lied ihre wirkliche Leidenschaft fließen zu lassen, aber der höfischen Form des Minnefangs entsprach das nicht. Wer über die liebenswürdige Artigkeit hinausging, mußte fürchten, für die kunstvoll ausgesprochene Leidenschaft statt Dank und Lohn den Abschied zu erhalten. Verfehlt ist also die Beurteilung des Minnefangs als einer Ehebruchspoese. Der Minnefang war die Vorstufe des Guido Guinicelli, des Beatrice-kultes der Vita nuova und der Commedia. Wohl besteht ein Gegensatz gegen die Ehe, aber er geht aus dem Bestreben hervor, die Stellung der Frau zu erhöhen, die Liebe zu veredeln. „Als ideelle Reaktion gegen den Zwang der Realität werden wir den Minnefang am besten begreifen.“ Der frühe Minnefang ist also eine wesentlich romantische Erscheinung, womit durchaus zusammenpaßt, daß er immer in Gefahr ist, in Poesie mehr des Denkens als des Gefühls hinüberzugleiten. Anders gestaltete sich allerdings der Frauendienst, nachdem eine Vermischung der früher stark entgegengesetzten frauenhaft-höfischen und kriegerisch-ritterlichen Lebensideale eingetreten war. (Deutschland: Barbarossa. Nordfrankreich.)

Der zweite Teil ist unter dem Titel „Die Minne“ zusammengefaßt. Im ersten Kapitel desselben weist Wechsler hin auf die tiefen

Beziehungen von Minne und christlichem Spiritualismus. Im folgenden Kapitel vergleicht er die christliche Mystik — indem er die Untersuchung von Emile Boutroux zugrunde legt — in ihrer ganzen Erscheinungsweise mit der Minne. In „Frauenverehrung und Heiligkeit“ schildert er den Frauenkult, diese Vergöttlichung, die dem Menschenkult der Renaissance vorausgeht. An die Tiefen des ewigen Problems rührt das Kapitel „Minne und Caritas“, fleischliche Lust und göttliche Liebe. Die frühen Troubadoure setzen an Stelle der christlichen Askese den „*jo e amor*“, die derbe Sinnlichkeit des Maitanz- und Ritterliebes, oder ovidische Lüsterheit. Dann gestaltet sich aber gleiche Rechte neben der Caritas fordernd immer edler eine weltliche „hohe Minne“. (Italien.) Weiter wird „Minne und Gros“ verglichen und der Platonismus in Parallele mit dem Minnesang gesetzt. Was Wechßler über den Platonischen Gros sagt, ist nicht ganz treffend; er sieht im Symposion mehr die einzelnen Meinungen als den Gesamtorganismus des Werkes. Von großem, aber speziellerem Interesse ist das Kapitel: „Minne und Scholastik“. — Von dem Satz aus: „Der Frauendienst war eine Religion geworden“, ist die Ähnlichkeit und zugleich der Gegensatz von Frauenminne und Gottesminne zu begreifen. Die hohe weltliche Minne steigt zu immer kühnerer Selbstherrlichkeit, die in dem Gedanken: „Lieber mit der Geliebten in Verdammnis als ohne sie in der ewigen Seligkeit“ ihren Ausdruck findet. Es findet ein Ausgleich zwischen Frauenminne und Gottesminne statt, und zwar in gewaltsamer Weise in Südfrankreich: nach Beendigung der Albigenserriege wird durch die Inquisition besonders der Marienkult eingeführt. Mit Berufung auf Anton Schönbach weist Wechßler nach, daß kaum — wie meist angenommen — der Minnesang von der Marienverehrung beeinflusst wurde, sondern umgekehrt. Nachdem die Form des Minnesangs ausgebildet war, wurde in die neue fertige Kunstform an Stelle der Frauenminne die Marienminne übertragen. Auch in Deutschland weicht die Frauenminne immer mehr der Gottesminne. Im Grunde bedeutet das nur eine Verweltlichung der Religion; Wechßler läßt offen, ob das aus Naivität oder Frivolität geschieht. Die klassische Ver-

einigung der Frauen- und Gottesminne in dichterischen Erlebnis liegt in Italien: Dante.

„Was jede neue Kultur und Kunst trägt und belebt, was ihren Vertretern Mut und Kraft und Überzeugung gibt, ohne die auch das höchste Kunstwerk bloße Technik bliebe: diese lebendige Seele ist immer und überall eine neue Weltanschauung.“ Dieser Satz der Einleitung ist für das Werk bezeichnend. Damit soll nicht gesagt sein, daß der Verfasser seiner eigenen „Weltanschauung“ in diesem historischen Werte Ausdruck gibt; im Gegenteil hat er diese Art Subjektivität glücklicherweise unterdrückt. Es soll nur gesagt sein, daß er mehr sucht als die zufällige Einzelform, nämlich den großen, den meisten Augen verborgenen lebendigen Prozeß, die geistige Flutwelle. Aus diesem Verlangen heraus beginnt er mit Recht das Werk mit der Gegenüberstellung der beiden Weltanschauungen, im Zeitalter der Kreuzzüge, der kirchlichen und der höfischen.

Es wäre zu wünschen gewesen, daß Wechßler dem Beispiel des von ihm verehrten romanistischen Forschers Diez gefolgt wäre und die provenzalischen und italienischen Belegstellen mit Übersetzung begleitet hätte. Wer seine Aufgabe so allgemein und weit faßt, kann auf einen weiteren Kreis rechnen als den engen der Fachgelehrten und hat die übertriebene Reserve des Gelehrten nicht nötig. Es gibt heute nicht wenige Laien, die eine sachliche Darstellung solcher Frühlingsepochen geistigen Lebens mehr lieben als für weltanschauende Gebildete zubereitete Halbwissenschaft. Kurt Hildebrandt-Wittenau

### Schöne Literatur

Ein kerniges, sturmerprobtes Geschlecht sind die Fischer von Finkenwärder, wie sie uns **Wilhelm Pock** in seinem Roman „**Simon Külpers Kinder**“ (Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. M. 4,—) schildert. Im heulenden Sturm, bei tobender See und im glänzenden Sonnenschein begleiten wir die Männer auf ihren flinken Ewern und Kuttern beim Fischfang. Die Zeiten sind gut, die See ist freigebig, und die Dampfer machen noch keine Konkurrenz. Wohl fordert die Nordsee jedes Jahr ihre Opfer, aber zu Hause ist junger, starker Nachwuchs, und die Lücken sind bald wieder ausgefüllt.

Fünfzehn und mehr Kinder sind keine Seltenheit, und auch der Pastor ist diesem Beispiel gefolgt; er antwortet auf die Frage nach der Zahl seiner Kinder „zirka zwölf“, denn „man kann doch nicht täglich nachzählen“. Mit köstlichem Humor werden die tollen Streiche der heranwachsenden Jugend erzählt, wie sie dem Schwein Kümmel in den Trog gießt, daß es die tollsten Kapriolen macht. Wie lustige Ranken winden sich diese Episoden um den ernstesten Grundton des Buches, das auch „Simon Kämpers Glück“ heißen könnte. Denn dieses Glück ist fast sprichwörtlich geworden, und nur Kämpers Frau bemerkt heilsheuerlich die schweren Schatten, die sich auf dies Glück herabsenken. Und wie das Unglück kommt, Schritt für Schritt, mit unerbittlicher Konsequenz, und mit ihm der Niedergang des ganzen Fischergewerbes, das ist mit so wuchtiger Meisterschaft geschildert, daß es die Seele aufrührt, wie der Sturm die Nordsee, deren Kinder die Helden des Romans sind.

W. J. R.

**Wilhelm Münch**, der bekannte Pädagoge der Berliner Universität, hat seinen „Leuten von ehedem und was ihnen passiert ist“, einen neuen Band Novellen von eigenümlichem Reiz folgen lassen. „**Seltfame Alltagsmenschen**“ (C. F. Becksche Verlagsbuchhandlung, München, M. 3,50) hat er die Gestalten benannt, auf denen sein wohlwollender Blick geruht hat und deren Erleben er in feinen Zügen vor uns auspinnt. Seltfame muten sie freilich an, diese innerlichen und deshalb eigenartigen Leute; aber Alltagsmenschen sind sie nur durch die Unscheinbarkeit der ihnen vom Schicksal zugewiesenen Rollen. Ein scharfsichtiger Menschenkenner und Freund, der schlichte Größe im Geringen sieht und im versöhnenden Verstehen seinen Lohn findet, war bei der Gestaltung dieses Buches an der Arbeit. In behäbiger Ruhe, die dem Nachklang der angeschlagenen Töne freies Spiel gewährt, nimmt die Erzählung ihren Verlauf, und an der Wohltat der Wirkung läßt sich die Tiefe des seelischen Gehalts der „Seltfamen Alltagsmenschen“ er-messen.

M. K.

### Technik

**Dr. jur. F. Danne**, „**Der Schutz technischer Erfindungen als Erscheinungsform**

**moderner Volkswirtschaft.**“ Berlin, Otto Liebmann. 8°. 184 S. M. 3,40, geb. M. 4,—.

Die zweite Hälfte des Titels weist darauf hin, daß wir es hier nicht mit einem der nach der Ansicht des Verfassers schon überreichlich vorhandenen Kommentare zur Patentgesetzgebung zu tun haben; das kleine Werk soll vielmehr die Öffentlichkeit auf Änderungen und Verbesserungsvollständigkeit dieser Gesetzgebung vorbereiten, indem es die Ansichten des Verfassers über Zweck und Ziel jedes Patentwesens darlegt. Es ist also kein Zufall, daß sein Erscheinen mit der Einbringung des zurzeit dem Reichstage vorliegenden Gesetzentwurfs über den Ausführungszwang von Patenten, der in den zugehörigen Erläuterungen als Vorläufer einer weitergehenden, grundsätzlichen Änderung dieses ganzen Zweiges der Gesetzgebung hingestellt wird, zeitlich zusammenfällt. Der leitende Gedanke ist: Das Monopol wird dem Erfinder nicht als Belohnung für seine Tätigkeit, sondern im Interesse der nationalen Wirtschaft erteilt. Das Erfinden ist etwas durchaus anderes als jede andere geistige oder künstlerische Tätigkeit. Diese ist mit dem Niederschreiben des Gedankens, der Ausführung des Bildwerkes, beendet, die Vervielfältigung ist eine rein mechanische Arbeit; und weil nie zwei Menschen denselben Gedanken auf genau gleiche Art ausdrücken, denselben Gegenstand genau gleich darstellen, so hindert der dem Urheber erteilte Schutz auch nicht andere an der freien Entfaltung ihrer Tätigkeit. Beim Erfinden dagegen folgt auf das Fassen und die Mitteilung des Gedankens noch die Ausführung als wesentlicher Teil der Tätigkeit, und das dem Erfinder erteilte Monopol ist anderen hinderlich. Deshalb müssen an ihn von dem das Patent erteilenden Gemeinwesen höhere Ansprüche gestellt werden. Er hat nationale Pflichten.

Dieses kommt nach der Ansicht des Verfassers in der deutschen Gesetzgebung, deren Entwicklungsgang er zunächst vorführt und die er mit derjenigen des Auslandes, namentlich Englands und Amerikas, vergleicht, nicht genügend zum Ausdruck, was daher rühren soll, daß bei der Ausarbeitung des deutschen Patentwesens der Volkswirtschaftler — das Buch ist Gustav v. Schmoller gewidmet — völlig zurückgetreten ist und den ihm gebührenden Platz

dem Juristen und dem Patentanwalt überlassen hat. Diese beiden aber sind naturgemäß geneigt, das Recht des einzelnen gegenüber dem der Gesamtheit zu betonen. Dieser Teil des Buches — die drei ersten Kapitel umfassend — leidet etwas unter der natürlichen Zurückhaltung des Mannes, der einen wesentlichen Anteil an der Ausarbeitung des neueren Teiles der Gesetzgebung gehabt hat und noch mitten in dieser Arbeit steht. Er könnte ausführlicher sein — einzelne Stellen lesen sich fast wie ein gedrängter Auszug aus einem größeren Werk —, und zuweilen muß der Leser sich geradezu aufs Raten legen, was denn nun eigentlich die Meinung des Verfassers sei; z. B. in bezug auf das Gebrauchsmustergesetz, das einestheils durch Ausfüllung der Lücke zwischen Patent- und Geschmacksmusterschutz die Rechtssicherheit erhöht hat, andererseits die Hauptschuld an dem übermäßigen Anwachsen der Zahl der Anmeldungen trägt. Nach einem Übergangskapitel, in dem die oben erwähnte Parallele zwischen dem Erfinden und anderen geistigen Tätigkeiten gezogen wird, kommt der Verfasser zu der Entwicklung des Patent- und Monopolwesens in seiner eigentlichen Heimat, in England. Nach einer geradezu meisterhaften Schilderung des Tiefstandes der Rechtssicherheit und der Kultur in einer gar nicht so weit zurückliegenden Zeit wird gezeigt, wie allmählich der Gedanke durchdringt: der Erfinder erhält sein Patent, weil und sofern er der Lehrer der Nation ist. Dieser Teil zeigt übrigens neben Klarheit und Anschaulichkeit doch auch den Mangel, der einer jeden Tendenzschrift — und um eine solche, allerdings im besten Sinne des Wortes, handelt es sich hier — anzuhasten pflegt: die Einseitigkeit. So wird z. B. der Sturz Karls des Ersten lediglich auf seine Willkürherrschaft, namentlich in der Monopolfrage, zurückgeführt, während doch wohl in erster Linie religiöse Beweggründe — der Puritanismus und die Unzuverlässigkeit der Königsfamilie in ihrem Verhalten dem Papismus gegenüber — an der Revolution schuld waren. Auch in den weiteren Ausführungen über die Pflichten des Erfinders, zumal über die, seine Erfindung zum Besten der Volkswirtschaft zur Ausführung zu bringen, lehnt

sich das Werk hauptsächlich an die englischen Verhältnisse an. Bei Besprechung der Unionsbestrebungen wendet sich der Verfasser mit Schärfe gegen die Kosmopoliten, die schon von einem Weltpatentrechte träumen. Er weist nach, daß der sogenannte Unionsvertrag nichts anderes ist als die Zusammenfassung einer Reihe von dem Sinne nach gleichen Verträgen zwischen je zwei Staaten, wobei jeder Staat nach dem Grundsatz *Do, ut des* handelt und Zugeständnisse nur macht, um Vorteile für die eigene Volkswirtschaft dafür einzutauschen. Alles Patentwesen beruhe also auf nationalwirtschaftlicher Grundlage.

Sehr ansehbar erscheint das Schlußkapitel. Es wird behauptet: Wie das letzte Ziel jeder guten Regierung sein müsse, sich selbst überflüssig zu machen, indem sie die Regierten daran gewöhne, aus freien Stücken ihre Pflicht zu tun, so müsse auch alles Patentwesen dazu dienen, die technische Bildung des Volkes so auszugleichen, daß jeglicher Fortschritt auf dem Gebiete der Erfindungen nicht nur einzelnen ihrer Zeit vorausseilenden Denfern oder Praktikern, sondern allen Männern von Fach gleichzeitig möglich sei, womit dann jeder Erfindungsschutz überflüssig werde. Darin scheint denn doch eine starke Unterschätzung des Erfindungsgeistes zu liegen. Gewiß läßt sich die Kunst des Erfindens lehren, gewiß wird auch das Genie Vollkommeneres leisten, wenn es von methodischer Ausbildung unterstützt wird, aber es läßt sich nicht dadurch ersehen. Lehren läßt sich nur das Handwerksmäßige; auch der geschickteste Farbenkünstler wird keinen Raffael erziehen, wenn dieser nicht von Anfang an in dem Schüler steckt. Das Leugnen des Genius aber ist gefährlich, es rächt sich an den Völkern durch Erstarren des Denkens, aus dem sie nur durch eine — meistens recht schmerzhaft — Verührung mit dem Auslande wieder erweckt zu werden pflegen.

Das Buch fordert — wie man sieht — vielfach zum Widerspruch heraus. Gerade das aber ist sein Hauptvorzug. Der an sich etwas spröde Stoff ist mit solcher Geschicklichkeit und vor allem mit solcher Warmherzigkeit behandelt, daß der Leser — auch der Laie — andauernd gefesselt wird. Fritz Lesser-Köslin